

(Nachdruck verboten.)

43]

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Im Zimmer war es ganz still. Wie ruhig war die Nacht innerhalb dieser Mauern. Käthe ließ die Hände an ihrem Stuhl herabsinken und blickte umher. Das Feuer brannte gelinde und wärmte ihre auf dem Schaffel ruhenden Füße. Die Lampe hinter ihr auf dem Tisch gab ein mildes Licht. Auf der einen Seite war der Kleiderschrank von altmodischer Form, mit einem großen Spiegel in der Thür; auf der andern stand das Bett mit den rosa Vorhängen, die zeltartig darüber hingen. Das Ganze übte auf sie einen seltsam vertrauten Eindruck aus. Ihr war als ob sie es schon ihr ganzes Leben gekannt hätte. Sie stand auf, sich näher umzusehen, und nun wurde ihr erst der Zusammenhang klar, und die Augen gingen ihr auf. Die Stube war eine genaue Nachbildung ihres eignen Schlafzimmers zu Hause, nur neuer und kostbarer. Ihr war zu Mute, als sei ihr Geist hier gewesen, während sie schlief, als habe sie in einem Traum ihrer Kindheit das alles mit eigener Hand geordnet; als habe das Alltägliche ein großartiges Ansehen erhalten, wie das im Traum geschieht.

Käthes Augen füllten sich auf neue; sie wendete sich nach dem Schrank, um ihren Mantel abzulegen. Als sie es that, sah sie etwas auf dem Ankleidetisch liegen, woran ein Zettel befestigt war. Sie hob es auf. Es war ein kleiner Spiegel, ein Handspiegel, wie ihr eigner alter, doch in einem Eisenrahmen, und auf dem Zettel stand:

„Statt des zerbrochenen mit hätzlicher Liebe seiner Kitty!
Pete.“

Das Herz schlug ihr furchtbar. Eine Flut von neuen Gedanken brach über sie herein. Sie warf den Spiegel hin, als hätte er ihr die Finger verbrannt und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Alles in der Stube schien sie anzulagen. Bisher hatte sie immer nur an Philipp gedacht. Jetzt dachte sie zum erstenmal auch an Pete.

Sie hatte sich an ihm so schwer, so furchtbar schwer vergangen, daß jede Versöhnung und jede Hoffnung auf Vergeltung ausgeschlossen war. Er liebte sie; er hatte sie geheiratet; er hatte sie in sein Heim geführt, in diesen Hafen der Sicherheit, und sie hatte ihn hintergangen und betrogen — sie hatte es geduldet, daß man sie mit ihm verheiratete, während sie die Liebe zu einem andern Manne im Herzen trug.

Eine plötzliche Verzagttheit ergriff sie. Ihr wurde schwindelig, sie wäre beinahe umgefallen. Eine noch schrecklichere Erinnerung war erwacht. Schon der Gedanke allein war Höllenqual. Ihre Schläfen pochten, als wollten sie zerspringen, alles Blut schien aus ihrem Herzen gewichen.

Gerade jetzt tönte Petes Stimme herüber und weckte den Widerhall zwischen dem Hause und der Kapelle jenseits des Gartens.

„Du rotes Vöglein vom Torfmoorgrund,
Wo schliefst du wohl letzte Nacht?“

Sie hörte, wie er das Gartenthor öffnete, es dann wieder zuwarf, mit raschem Schritt den Fußpfad heraufkam, die Hausthür schloß und inwendig die Kette vorlegte. Dann hörte sie seine tiefe Stimme unten sagen:

„Ist's jetzt besser, Frau Gorry?“

„Ja, Herr; seit zehn Minuten ziemlich ruhig.“

„Wir müssen ihr Zeit lassen. Man darf es solchen Herzen nicht zu schwer machen.“

Und nun hörte sie, wie er Frau Gorry für die Nacht entließ; er sagte ihr, daß er kein Abendessen brauche und bald zu Bett gehen wolle. Dann wurde es still im Hause und der Geruch von Tabakrauch zog die Treppe herauf.

Käthe drückte die Hände vor das Gesicht, und ihr Atem ging schwer. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe und hielt sich am Kaminstein fest. „Es kann nicht sein,“ dachte sie. „Er darf nicht kommen. Ich will zu ihm hinuntergehen und ihm sagen: „Pete vergieb mir. Ich bin aber in Wahrheit schon das Weib eines andren.“

Und dann wollte sie ihm alles gestehen. Ja, sie wollte ihm nichts mehr verbergen. O, sie fürchtete sich nicht. Seine Liebe war groß. Er würde thun, was sie wünschte.

Sie ging einen Schritt nach der Thür hin, wurde aber wie von einem Jügel zurückgezogen. Pete würde sagen: „Denkst Du mich als Deckmantel zu benützen? Verlangst Du, daß ich mit Dir hier in diesem Hause Seite an Seite leben soll, ohne irgend jemand argwöhnen zu lassen, daß wir von einander getrennt sind? Warum hast Du mir den Vorschlag nicht gestern gemacht? Warum verlangst Du's erst heute, nun es zu spät ist, eine Wahl zu treffen?“

Nein, sie konnte es nicht gestehen. Wäre das Geständnis gestern schon schwierig gewesen, so war es heute noch tausendmal schwerer, und morgen würde es noch viel tausendmal schwerer sein.

Käthe griff nach dem Mantel, den sie abgeworfen hatte. Sie mühte fort. Jrgend wohin, wohin es auch wäre. Es war das Letzte, was ihr noch übrig blieb, der einzige Ausweg aus der Verstrickung von Angst und Pein. Pete war in dem Vorzimmer. Es mußte aber einen Ausgang nach hinten geben, sie würde ihn finden.

Sie drehte die Lampe herab und war im Begriff, die Thür zu öffnen. Da sah sie ein Licht sich auf dem Treppensatz bewegen und hörte einen leisen Schritt auf den Stufen. Es war Pete, der in Strümpfen mit einem Lichte heraufkam. Er stand mitten auf der Treppe still, als ob er das Klirren des Thürschlosses gehört hätte, und ging dann geräuschlos wieder hinunter.

Käthe schloß jetzt die Thür. Sie wollte nicht gehen. Wenn sie das Haus diese Nacht verließ, so fiel der Argwohn und die Schande auf Pete. Das wahre Geheimnis würde niemals bekannt werden, der wahre Missethäter straflos ausgehen, während Spott und Verachtung den Mann traf, der ihr Obdach und Schutz gewährt hatte. Auf ihn würde man mit Fingern weisen, und er würde sterben vor Schmach und falschen Selbstvorwürfen.

Diese Erwägung beherrschte sie eine Weile; doch bald wurde sie von einer noch qualvolleren Angst befallen. Sie war nun einmal nach dem Gesetz mit Pete verheiratet, und er besaß die Rechte eines Gatten. Er hatte das Recht, zu ihr zu kommen, und er würde auch kommen. Es war unvermeidlich. Es mußte so sein. Es handelte sich nicht um die Liebe eines Jünglings oder Mädchens, es handelte sich um kein Verben mehr; kein Verzögern, kein Verweigern war möglich: Es handelte sich um eine eiserne Notwendigkeit des wirklichen Lebens — um eine Forderung, die keiner verheirateten Frau erspart bleibt. Und sie war mit Pete verheiratet. In den Augen der Welt, in den Augen des Gesetzes gehörte sie ihm an und es war unmöglich, sich ihm zu entziehen.

Sie mußte bleiben. Was die Schande ihres früheren Verhältnisses zu Philipp betraf, so war das ja ihr Geheimnis.

Sie fing wieder zu weinen an, wie ein Kind im Dunkeln. Als sie den Mantel zum zweitenmal abwarf, knitterte ihr Kleid; sie sah an sich nieder, und ihr fiel ein, daß es ihr Hochzeitskleid war. Dann blickte sie im Zimmer umher und erinnerte sich, daß es ihre Brautkammer war. Sie dachte daran, wie sie es sich geträumt hatte, im Brautkleid in ihr bräutliches Gemach zu treten — stolz und doch furchtsam, wie sie glühend in Liebe und errötend vor Freude, sich selber zuflüsterte: „Es ist alles mein, dies hier und das da. Er hat es mir gegeben, denn er liebt mich, und ich liebe ihn. Er ist mein, und ich bin sein; er ist mein Geliebter und mein Herr, und er kommt jetzt zu mir —“

Da klopfte es leise an die Thür. Es überlief sie eiskalt. Das Klopfen wiederholte sich. Es fuhr ihr durch Mark und Bein. „Kitty!“ wisperte eine Stimme von außen.

Sie rührte sich nicht.

„'s ist nur Pete.“

Sie gab keine Antwort und bewegte sich nicht.

Einen Augenblick lang war alles still, doch dann sprach die Stimme noch einmal, teils ängstlich, teils beglückt, halb lachend, halb gerührt, als schwanke das Herz drängen zwischen Freude und Leid. „Ich komme jetzt hinein, Geliebte!“

Vierter Teil.

I.

Am nächsten Morgen sagte Käthe zu sich: „Ich muß von heute an mein Leben neu anfangen.“ Sie hatte ein Geheimnis, das Pete nicht teilte, aber sie war nicht die erste Frau, die

vor ihrem Manne etwas verbarg. Wenn man Geheimnisse hat, deren Offenbarung andren wehe thun würde, so muß man sie in sich verschließen. Die Ehre gebot, daß sie bei dem Entschluß, Philipp aus ihrer Seele zu tilgen, felsenfest verharrete. Als sie sich daher des Versprechens erinnerte, welches Pete bei der Hochzeit von Philipp gefordert hatte, ihr Haus zu seinem Heim in Ramsay zu machen, und einsah, daß Philipp kommen müsse, wenn auch nur, um den Schein zu reiten, so fragte sie sich, ob es nicht besser wäre, ihn daran zu hindern. Doch nein! Sie nahm sich vor, die Leidenschaft zu besiegen, die seine Gegenwart zu einer Gefahr machte. Die Trennung bot keine Sicherheit. In ihrem Verhältnis zu Philipp glich sie dem entlassenen Sträfling, der sein Leben neu beginnen will. Der einzige Ort, wo er sich mit Sicherheit eine neue Laufbahn gründen kann, ist gerade der, wo sein Vergehen bekannt ist. „Philipp soll nur kommen,“ dachte sie und richtete für ihn eine Stube ein.

Sie war verheiratet. Es war ihre Pflicht, ein gutes Weib zu sein. Pete liebte sie — seine Liebe würde es leicht machen.

Sie saßen zusammen beim Frühstück im Wohnzimmer, und sie sagte: „Ich möchte meinen Haushalt gern selbst führen, Pete.“

„Ganz recht!“ sagte Pete. „Sei Du Herrin in Deiner eignen Wirtschaft, Schatz; mache Frau Gorry nicht zu Deiner Haushälterin, sondern zu Deinem Dienstmädchen.“

Um ihren Geist von unrechten Gedanken abzuziehen, ging sie unverzüglich ans Werk und beschäftigte sich mit kleinen Pflichten, kleinen Ersparnissen, kleinen Sorgen und Nöten. Allein sie verstand nichts von der Führung eines Haushalts. Ihre erste Hammelfeule kam so zusammengeschrumpft aus dem Bratofen, daß sie nicht größer war wie eine magere Schulter, und ihr erster Pudding glich an Farbe und Beschaffenheit einem schlecht gebrannten Ziegelstein. Sie wurde nicht rasch eine gute Köchin, doch Pete aß von allem, was seine untadelhaften Zähne zermalmen konnten, und machte seinen Appetit dafür verantwortlich, wenn seine Verdauung schlecht war.

Durch andre Arbeiten trachtete sie, das Gefühl ihrer Pflicht als Hausfrau in sich wach zu erhalten. Sie kaufte Rollen von Tapeten beim Tapezierer und bellebte alle Kammern im Hause damit. Die Muster paßten aber nicht aneinander und der Kleister haftete nicht. Sie zeichnete die von Grannie gesandten neuen wollenen Bettdecken mit den verschlungenen Buchstaben P. Q. und K. Sie sah das Leinwandzeug immer aufs neue durch, räumte alle Stuben zweimal die Woche ganz aus, um sie gründlich zu putzen; sie bestrich die Küchenschränke und alles hölzerne Hausgerät mit Delifarbe, die sie aus Sparsamkeit selbst mischte, und die nicht trocknen wollte, weil sie den Terpentin vergessen hatte. Pete war bei allen ihren Mißgriffen nur immer voll Bewunderung. Sie hatte es für so leicht gehalten, einem guten Manne ein gutes Weib zu sein. Es ist aber schwer — schwer für jede Frau, die zu viel Nachsicht findet, am schwersten für sie.

Sie konnte bei nichts lange aushalten, eine Woche lang aber gab sie Pete jeden Abend Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen. Das Lesen machte ihm Mühe; bei der Rechtschreibung galt für ihn keine Regel; beim Rechnen zählte er die Summen an seinen dicken Fingerspitzen ab; wenn er schrieb, machte seine Zunge jede Bewegung mit, und er drückte den wuchtigen Daumen fest auf die Feder.

„Was für ein Buchstabe ist das, Pete?“ fragte Käthe und deutete mit der Stricknadel auf die Seite eines offen vor ihr liegenden Gedichtbuchs.

Pete blickte erstaunt auf. „Das fragst Du mich, Kitty? Wenn Du es nicht weißt, wie soll ich's wissen?“

„Es ist ein großes M.“

„Wirklich?“ sagte Pete, und sah den Buchstaben bewundert an. „Du lieber Himmel! Das steht ja so gerade wie das Gitterthor auf der langen Wiese.“

„Und das ist ein großes A.“

„Wahrhaftig, das sieht aus, wie der Dachsparren am Wagenschuppen.“

„Und das ist ein B.“

„Wirklich — im Ernst? Aber das gleicht ja ganz dem Huf eines Bullen.“

„Und MAB wird Mab ausgesprochen, die Königin Mab,“ sagte Käthe weiter stridend.

Pete sah sie mit weit aufgerissenen Augen an. „Ich glaube wahrhaftig,“ sagte er stolz, „Du weißt, wie alle Wörter geschrieben werden.“

„Von allen weiß ich es nicht. Manchmal muß ich ins Wörterbuch sehen,“ sagte Käthe.

Sie zeigte ihm das Buch und erklärte ihm den Gebrauch desselben.

„Und da siehst Du, wie man jedes Wort schreiben soll, Kitty?“ fragte er.

„Jedes gewöhnliche Wort.“

„Alle Wetter!“ rief Pete, indem er das Buch mit Ehrerbietung berührte.

Den nächsten Tag saß er eine Stunde lang ganz vertieft über dem Wörterbuch; als er endlich aufblickte, spiegelte sich Zweifel und Verdruß in seinen Zügen.

„Aus diesem Buchstabierbuch lernt man rein nichts, mein Schatz,“ sagte er.

„Wirklich nicht, Pete?“

„Nein, gar nichts,“ fuhr Pete fort. „Ich habe nach einem gewöhnlichen Wort gesucht — einem sehr gewöhnlichen Wort, und es ist nicht einmal drin.“

„Welches Wort ist das?“ fragte Käthe, und sah ihm über die Schulter.

„Liebe“ — sieh!“ sagte Pete, mit seinem großen Zeigefinger hinweisend. „Da sollte es doch stehen, aber wo ist's?“

„Ei, Liebe wird mit b, und nicht mit w geschrieben, siehst Du, hier ist es, „Liebe“.“

Pete ließ einen langen Pfiff hören, fiel dann zurück auf seinen Stuhl, blickte mit schlauer Miene auf und sagte bedächtig: „Man muß also schon vorher wissen, wie sich das schreibt, nicht wahr, Kitty?“

„Ja wohl,“ erwiderte sie.

„Aber, Schatz, dann ist man ja ebenso klug wie das Buchstabierbuch; da wollen wir's lieber wieder auf das Bücherbrett stellen.“ (Fortsetzung folgt.)

Ein Roman der naturalistischen deutschen Dichtung.

Die Geschichte der modernen deutschen Litteraturbewegung von den achtziger Jahren bis nahe an die Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts ist noch nicht geschrieben worden. Die Gründe hierfür liegen teils darin, daß noch immer zu viel Gärung, aber fast gar keine Klärung herrscht, weshalb sich das Endziel, zu dem jener berechtigige Ansturm schließlich führen soll, noch gar nicht voraussehen läßt. Zum andern wird abzuwarten sein, was jene ersteren Talente, die nun freilich beinahe zu den „Alten“ gehören, noch zu bieten haben, und ferner, was der junge Nachwuchs für die Zukunft verspricht. Soviel aber wissen wir heute, daß die ganze Bewegung während ihres zehnjährigen Zeitraumes verschiedene Ringe, die immerhin einer Art von Entwicklung nahekommen, durchlaufen hat. An der Verechtigung der einstmalig so grenzenlos verlästerten, selbst von Fürstenthronen in Acht und Aberacht gehaltenen „Moderne“ zweifeln heute wohl bloß noch centristische Gistwidel und protestantische Moralprediger. Das Gros der Gebildeten, soweit es für die richtige Wertschätzung litterar-künstlerischer Produktion in Frage kommt, hat längst zu deren Gunsten entschieden. Namentlich darf die sozialistische Arbeiterschaft nebst einigen studentischen Korporationen vollsten Anspruch auf den Umschwung der Kunstmeinungen erheben. Dem hier fand die jungdeutsche Litteraturbewegung wohl vorbereiteten Boden, in welchem sie keimen, wurzeln und blühen konnte. Der Socialismus hat die Geister befruchtet! Was sie hervorbrachten, war die Konsequenz aus jenem, in dichterische That umgesetzt. Der Naturalismus war ebenso notwendig, als die spätere Abwendung von revolutionären Neigungen ein Merkmal der Charakterschwäche gewesen ist. Künstlerisch allenfalls ließe sich der nachfolgende „Impressionismus“ mit allen späteren „Ismen“ rechtfertigen, obgleich auch hierbei Protokollinteressen und der völlige Mangel an einer gefestigten Kunst- und Weltanschauung den Ausschlag gaben. So ist die „Moderne“ gegenwärtig nahe am Bankrott, aus dem sie nur eines retten kann: die Lehre, die allein die internationale Macht des Socialismus giebt, und das Ziel, das dieser der Menschheit weist. Man könnte nun also schon von einer sich zum Abschluß rüstenden Litteraturperiode reden. Und so erscheint es denn beinahe selbstverständlich, wenn im eigenen Lager der jüngeren Schriftsteller ein früherer Miststreiter den Versuch macht, jene Principienkämpfe und Strömungen wenigstens im Spiegel des Romans aufzufangen und für einen breiteren Interessentenkreis zu fixieren.

Wilhelm v. Polenz, der Verfasser der socialagrarischen Romane „Der Böttnerbauer“ und „Der Grabenhäger“ hat in seinem neuesten zweibändigen Roman „Wurzellocher“ diesen Versuch gewagt. Der Titel des Werkes täuscht vorerst. Man hofft, wieder ein Gemälde aus landwirtschaftlichen Volkstreifen vor sich zu sehen, worin Polenz ja eine ausgezeichnete Kennerchaft bewährt hat. Nun aber stößt man auf einen Litteraturroman, für den

*) Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin.

der Titel allerdings trefflich vorbereitet. Wie schon angedeutet, führt dieser Roman den Leser mitten hinein in die Anfänge des deutschen Naturalismus. Sachkenntnis für dies Thema wird man dem Autor, als ehemaligen Mittämpfer kaum absprecken dürfen. Wer selbst mitgestrebt, mitgestrebt, mitgestrebt, sich aber schließlich kraft wurzelständiger Gesundheit aus jenem Chaos herausgearbeitet hat, sieht heute gewissermaßen über jener ganzen Bewegung. Er ist im Stande, das Bleibende von Modetheorien zu scheiden, das Gute zu rechtfertigen, das Kranke, Schwache mit der Sonde ehrlicher Kritik nachzuweisen, aber auch tröstliche Perspektiven in die Zukunft zu eröffnen. Die schwache Seite der jungen Bewegung erkennt Polenz darin, daß ihre Träger nirgendwo feste Wurzel haben, weder in der Familie, noch im Vaterlande, noch in der Gesellschaft. Ihren Werken fehlt der Untergrund einer gefestigten Weltanschauung, wie ihrem Leben der feste Halt. Das ist unzweifelhaft richtig. Man wird den Schlüssel für die Erklärung der aufgestellten Formel natürlich nicht so sehr innerhalb, als außerhalb des Kreises jener Bewegung zu finden haben. Es fragt sich da: wofür Geistes ist das deutsche Bürgertum, die „Familie“, die „Gesellschaft“? Und was ist „Vaterland“? Heißt der Name nicht Mäandrigkeit? Vor allem: welchen Standpunkt behauptet jener Nationalismus? Räumt er dem Individuum, das sich aus seiner niedrigen Interessensphäre eigenmächtig herausstellt, Rechte ein? Nein, er beschwert es nur mit unsinnigen Pflichten. Ihm soll es dienen, weiter nichts. Der Nationalismus im deutschen Bürgertum und Staatswesen hat sich aber auch seine Feindbegriffe vom „Vaterland“ zurechtgezimmert. „Vaterland“ ist ihm gleichbedeutend mit Herrschaft nach oben und Knechtung nach unten — und im „angestammten“ Regentenhaufe, im devoten Verbeugen vor dem Gehlerbute erblickt es das „Vaterland“. Politisch gesehen. Ein andres ist es, wenn Polenz vom Künstlermenschen erwartet, daß er im Vaterlande wurzeln müsse, daß er nicht in fremde Zonen schweife, sondern die Eigenheiten seines Volkes, seines Stammes in den gegebenen Verhältnissen und Zuständen schildere. Vielleicht aber war die Anschauung der Jungdeutschen nach fremdländischen Vorbildern doch berechtigt. Das Studium des Fremden schärft nur den Blick für die Scheinkultur im eignen Haufe. Ihr rückte man zu Leibe. Da war aber das Kommende vorauszusehen. Bürgertum, Familie, Gesellschaft, deren hübsch bequem frisierte Begriffe von Moral, Ethos, Kunst, Menschentum unterminiert zu werden drohten, degradierten die jungen, energischen Litteraturärzte zu marktstreuereischen Charlatanen und Quackälbern und riefen aus Leibeskraften nach Polizei und Staatsanwalt.

Nach allen diesen Seiten hat nun Polenz die moderne Litteraturerscheinung allerdings nicht ausgerollt. Wohl gibt er, was das Verhältnis des Publikums zum Schrifttum der „Jüngsten“ angeht, mancherlei Ansätze, aber das eigentliche sociale Element bleibt er uns schuldig. Wohl schildert er die Gesellschaft, aber er erhebt den Typus nicht zur Allgemeinheit. Wohl gibt er anschauliche Spiegelbilder vom Chaos des auf allen Gebieten revolutionierenden Geistes der Intellektuellen, von dessen Verführung mit dem Socialismus der Massen, mit der Philosophie eines Nietzsche, mit der religiösen Gärung usw.; aber er faßt das Problem rein künstlerisch, wogegen sich schließlich nichts einwenden läßt. Polenz läßt den Helden seines Buches, den jungen Schriftsteller Fritz Verting durch wechselvolle Erlebnisse und mannigfache Verirrungen beides: des Lebens wie der Anschauung hindurchgehen und schließlich doch zu einer Stufe der Entwicklung gelangen, die der modernen Kunstbejahung des Autors ein lebenswürdiges Zeugnis ausstellt. Polenz legt mit Recht den Schwerpunkt alles Kunstschaffens auf den Wert jenes Lebens, das von seinem eignen Träger gestaltet wurde, kurz auf den innigen, unzertrennlichen Zusammenhang alles Dichtens und Lebens. Was den Künstlern noththut, ruft er, ist ein wenig sociales Bewußtsein. Auch der Künstler muß sich einordnen in das große Ganze, die Gemeintheit. Daraus mag er dann wieder hervorblicken in seiner Eigenart. Einen andern Weg sehe ich nicht zur Genesung. Also erzieht auch zu Persönlichkeiten, ihr Künstler! Nach Polenz sollen aber diese hauptsächlichsten Erziehungsfaktoren die Religion und das Vaterland sein. Das Mißverhältnis der Künstler zur Religion und ihr „fühles“ Verhalten dem Vaterlande gegenüber bezeichnet er als die „zwei Todsünden“ der Jungen, als „Gedankenlosigkeit und Befangenheit in falschem Freisinn. Aus Religiosität und Heimatliebe wird der Mensch der Zukunft seine Kräfte ziehen!“ Schön.

Aber ist es nicht eine arge Kurzsichtigkeit, wenn Polenz dem Socialismus nur genau dieselbe Verechtigung zuerkennt, wie dem Naturalismus, der doch in der großen Menschheitsbewegung nichts mehr, als ein Kultursymptom bedeutet? „Weide“, meditiert Polenz, „hatten Verechtigung als Opposition gegen Verflachung, Philistertum, Verumpfung des Alters. So lange sie jung und stürmisch waren, konnte man ihnen Sympathie nicht verjagen, aber jetzt sind sie beide auf dem besten Wege, selbst fette Bourgeois zu werden.“ Und nun versteigt sich Polenz — keineswegs sein „sociales Bewußtsein“, eher jedoch alle verstehten feindlichen Vorurteile eines feudalen „Blaublüters“ zeigend — zu folgender durch nichts zu beweisenden Phrase: „Der wissenschaftliche Socialismus zeigt genau dieselbe Erscheinung wie die naturalistische Dichtung; er bleibt an der Oberfläche haften. Es ist für Mannigfaltigkeit und Originalität bei ihm kein Raum. Darum wird er auch nie und nimmer im Stande sein, uns eine Kunst zu schenken. Das ist der Fluch der radikal demokratischen Systeme, daß sie, die auf Freiheit abzielen, doch schließlich in der Fesselung des Individuums enden müssen, weil der Masseninstinkt, dem sie

schmeicheln, das Aristokratische haßt. Tod der Persönlichkeit, nicht ihre Befreiung, ist das Ende.“ So nun wissen wir's: die Socialdemokratie eine Aristokratenlöcherin! Sollte Polenz wirklich so begrifflos sein, als wisse er nicht, daß gerade die „alles mordende“ Socialdemokratie für das „Aristokratische im Menschen“, d. h. doch für die Entwicklung und Verrückung der edelsten Tugenden, den wahrhaftigsten Hort und Hüter bildet? Oder meint Polenz vielleicht gar, daß die egoistische Servilität eines altpreussischen Krautjümlers sich mit dem Heldentum eines schlichten Mannes, der für eine große ideale Menschheitsfrage seine ganze Persönlichkeit einsetzt, im entferntesten vergleichen lasse? Weder von Thronen, noch von einem von Polenz extrahierten „Christentum germanischen Gepräges“, weder vom Geldsack, noch vom Militarismus wird das Heil für die Künste kommen. Zum Können — denn von diesem Begriff ist das Wort Kunst abgeleitet — trete der Charakter des Mannes, der ein durch Studium, Lebensernst und Nachdenken erworbenes Gut: seine wirklich moderne, das ist sociale Weltanschauung zu verteidigen wagt, statt feige hinterm sicheren Versteck die Walle impotenter symbolistischer Auckluft zu spinnen. Dem auch die Kunst und Dichtung wie jede große Sache braucht Männer, keine Nennmen, die weiblich flennen und dem Brotkorb zuliebe den Mantel nach dem Winde hängen oder ihre „Heberzeugung“ gleich dem Hemde wechseln!

Was nun Polenz' Roman als Ganzes betrifft, so hat er zwar kein Gesamtbild, wohl aber einen bemerkenswerten Ausschnitt der litterarischen Sturm- und Drangbewegung gegeben, in welchem die Federkämpfe um eine neue Kunstanschauung ziemlich getreu und sicher konzentriert worden sind. Die Schilderung interner Vorgänge sowie einzelner Typen von der Kunst der Talente und auch das sein Psychologische in der Beziehung der beiden Geschlechter zu einander kommen zu ihrem Recht. Doch ist manches, namentlich das Liebesverhältnis zwischen Verting und Alma gar zu lang und alltäglich ausgezogen, obwohl es echte menschliche Züge trägt. Wäre das alles nicht bloß warmherzig, sondern auch gut deutsch geschrieben, würde das Buch sicher höher zu bewerten sein. Aber Polenz, der auf der einen Seite so beherzigenswerte, wenn auch ziemlich abgehackte Lehren über die Dichtung der Zukunft giebt, vergaß doch allzu oft, daß er selber sich beim Schreiben des sorgfältigsten Sprachstills bescheiden müßte. In diesem zweibändigen Romane giebt er nämlich fast auf jeder Seite eine Sagenkonstruktion zum besten, die vom unverfälschten „Vogel-Deutsch“ nicht zu unterscheiden ist und wahrlich als kein Muster zur Nachahmung empfohlen werden kann. —

Ernst Krewski.

Kleines Revueletten.

— Szenen aus dem altgriechischen Leben. In das Museum des Louvre zu Paris sind, wie der „kölnischen Zeitung“ geschrieben wird, in den letzten Jahren einige kleine unscheinbare Terracotten gelangt, die merkwürdige Darstellungen aus dem griechischen Leben in sehr alter Zeit geben. Da sieht man z. B. fünf Frauen um ein Becken mit Einseifen oder Waschen beschäftigt, jede vor einer kleinen Ausbuchtung in der steinernen Umfassung, wo ihre Wäsche liegt. Links steht noch eine Frau, welche ihr Kind trägt und mit den andern schwatzt, auch von rechts eilt noch eine Frau herbei mit einem Gefäß, wohl um Wasser zu holen. Also eine Scene am Waschbrunnen stellt dieses Kunstwerk aus Cypern dar, wie man sie noch im heutigen Griechenland vor jedem Dorfe beobachten kann. Eine andre Terracotte aus Theben zeigt vier Droskimeterinnen über ihre Arbeit gebeugt. Vor jeder liegt auf einem kleinen Tische eine Kasse aus Teig, und unter den Armen der Arbeiterinnen sieht man noch ein zweites cypridisches Brot liegen. Auf der linken Seite steht eine fünfte weibliche Person, welche die Doppelflöte spielt und die Bewegungen der andern zu dirigieren scheint. Wir haben demnach eine altgriechische Illustration zu Büchers bekannter Forderung von „Arbeit und Rhythmus“ vor uns; wie denn schon der alte Geschichtsschreiber Allimos berichtet, daß die Tyrhener aus Verwechslung nach dem Spiel der Flöte meteten, rangen und geißelten. Weitere Darstellungen derselben Art haben die Gräber von Thespia und Tanagra geliefert. Da findet sich eine ländliche Köchin auf einem Schemel sitzend. Sie ist vornübergebeugt über ein großes Gestell an der Erde, das unten Andeutungen von brennenden Holzstücken zeigt, über denen zwei Roste zu sehen sind zum Braten von Fleisch oder Fisch. Links steht auch der Stiel eines großen Löffels angelehnt, rechts stehen auf der Erde zwei kleine Schüsseln, von denen eine einen Fisch enthält. Eine andre Köchin sitzt vor einem großen Henkeltopf und hält in der linken Hand einen Löffel mit langem Stiel und Aufhängeloch, der in dem Topf steckt. Rings um den Topf liegen brennende Holzstücke. Am Boden sieht rechts ein Hündchen, das eine Vorderpfote bittend in die Höhe hebt, links steht ein Topf, wohl mit allerlei Zuthaten zum Kochen. Bemerkenswert sind ferner mehrere Wädereinnen oder Mülserinnen. Die eine steht vor einem großen Mörser mit Getreidekörnern, in dem sie beide Hände hat. In der Erde lehnt die große Mörserleute, die sie benutzen will, um das Mehl herzustellen, auch kleine Gefäße mit Körnern steht man noch. Eine andre Mülserin kniet fast unbekleidet über eine Steinplatte mit Körnern gebückt, die sie zerstoßen will. Gewiß eine lebensstrenge Abbildung des ältesten Wädereibetriebes! Auch Frauen mit Kindern auf dem Arm, Männer, welche die Zither spielen, sind aus

Böotien vielfach in den Louvre gekommen, und schließlich noch eine merkwürdige Figur, die einen Mann darstellt, der auf seiner Schreibtisch schreibt. Er sitzt auf einem Schemel, hält die aufgeklappte Tafel, ein Diptychon, auf den Knien und schreibt mit einem Griffel, der unten spitz ist und oben breit und flach, um das in das Wachs Geschriebene wieder auszulöschen oder zu verbessern. Die Buchstaben, die er schon geschrieben hat, scheinen zu bedeuten: „Neberlege gut“. Wozu dienten nun alle diese Darstellungen aus dem täglichen Leben? In der Mehrzahl stammen sie aus Gräbern und erläutern allgemeinverständlich den Glauben der Griechen an ein Fortleben nach dem Tode. Sie wurden dem Toten in das Grab gegeben, damit ihm nichts fehlte von dem, was zur Bereitung der Nahrung und sonst zum täglichen Leben gehörte. Die älteste Gruppe, die der Wäscherinnen aus Cypern, ist uralt, etwa aus der Zeit um 2000 v. Chr., die andren dagegen stammen aus dem sechsten und fünften Jahrhundert v. Chr. So lange Zeit also erhielt sich diese Vorstellung bei allen Griechen lebendig, und wir besitzen auch aus andren Gegenden Griechenlands ähnliche Thonfiguren aus Gräbern, welche wiegende Mütter, schwangende Frauen, Trägerinnen von Gaben für die Toten, Frauen mit Schüsseln, ja, eine ganze Wäckeri mit acht Personen darstellen, in der wir die Bereitung des Brotes vom Mahlen der Getreidekörner bis zum Einschleiben des Teigs in den Backofen verfolgen können. —

Musik.

Und mag einer auch noch so'n Philister sein: bei den „Böhme-Scenen“ („Zigennerleben“) des französischen Dichters Henri Murger geht ihm doch ein Herz für die fröhliche Not der jungen Künstler auf, und er verliebt sich in die arme Mimmi. Und mag einer auch noch so'n musikalischer Bohemien sein: daß des italienischen Komponisten Giacomo Puccini „La Bohème-Scenen aus“ usw. eine Halbheit sind, wird er doch zugestehen müssen. Wodurch Murgers unsterbliche lyrisch-epische Dichtung von 1851 in Paris auch als Schauspiel erfolgreich war, wissen wir nicht; daß die Bearbeitung des Werkes durch die italienischen Textdichter Giacosa und Illica ein echtes musikalisches Bühnenstück begründen sollte, konnte das Textbuch trotz der sorgfältigen Ausgabe, in der es vor uns liegt, nicht erwarten lassen. „Christliche Scenen“ oder dergleichen statt einer „Oper“ sind uns nichts Neues mehr; aber einen Aufbruch aus Grund und Folge statt eines bloßen Nebeneinander- und Nacheinander verlangen wir von einem Bühnenwert nun doch noch, auch wenn es von Musik getragen wird — und dann erst recht. Wäre da mit meisterhafter Charakterisierung des Einzelnen, mit einem das beste musikalische Können verratenden Zueinanderarbeiten von Ensembles und Chören, mit einem Reichtum an Erfindung da und dort alles geübt: dann würde Puccini's „Böhme“ eines der glücklichsten musikalischen Bühnenstücke sein. Allein mag auch jedes der vier „Bilder“ mit einer strappanten Charakteristik beginnen (das schneeigleisende dritte mit den verschneitesten Intervallen, die es weit und breit giebt); mag das zweite ein Anknüpfen an Volksmusik und der Tod Mimmi's im vierten, nach der brillanten Klärstimmung der vier Manfardenhelden, noch so ergreifend vertont sein: das Ganze sitzt doch so locker beisammen, daß es stellenweise sogar langweilig wird, trotz oder vielleicht auch wegen der vielen Aufregungen im Orchester. Der neuliche Weingartner war dagegen noch ein Beschluß, mag auch an musikalischer Erfindung und Deutung der Puccini gegen ihn ein Pflücker sein.

Umto 1897 haben sie zu Turin die „Böhme“ aufgeführt und ich weiß nicht unter welcher Kategorie von „Verismus“ oder „Neberwindung des Verismus“ eingereiht. Dam kam sie auch nach Berlin. Und während sich Mailand zu der jüngsten Puccini-Novität rüstet, haben uns am Dienstag bei Kroll die Stuttgarter jenes Werk wiederholt. Sie machen ihre Sache immer so gut, daß wir sie zu Ende dieses Monats ungern werden ziehen sehen. Neue Sängernamen haben wir nach unsrer neulichen Aufzählung nicht zu nennen. Doch sei mit Beifall verzeichnet, daß in jeder der drei von uns gehörten Aufführungen des Stuttgarter Theaters August Harlacher die Regie führte, und daß einmal Hugo Reichenberger und zweimal Karl Pohlig dirigierte.

Zum gnenmal möchten wir darauf aufmerksam machen, daß der Maßstab, an dem wir die Grenzen der Leistungen eines Weingartner oder Puccini messen, nichts zu thun hat mit der Resignation, die wir irgend einem Operettendruck entgegenbringen, und die uns dies und das daran loben läßt. „Der arme Jonathan“ von Willkür entfaltet in einem oder dem andren Duett und Finale manche Geschicklichkeit, und dem alten Operettengriff, mit den Hauptmelodien des Anfangs im Fortgang unter andren Situationen hübsche Erinnerungseffekte zu erzielen, verdankt gerade diese Operette viel von ihrer Wirkung. Aber vergessen wir die Tronrigkeit nicht, die darin liegt, daß solche Stücke, die weder einen historischen noch einen gegenwärtigen Wert von nennenswerthem Betrag besitzen, immer und immer wieder als Futter herhalten müssen. Nachgerade könnte an Stelle dieses Stampfens eines ordinären Rhythmus und dieses ewigen Einerleis von „Melodien“, die sich hinaufbiegen wie der Wudel einer gestreichelten Kage, doch 'mal etwas andres kommen.

Herr Meinhold Bellhof soll schwer krank sein, und dadurch wurde der „Jonathan“ erst verschoben, dann ohne ihn gegeben. Vor-

gestern im „Theater des Westens“ stand mir in der Rolle des Impresario Ulrich der Abweidende fast mehr vor Augen als sein Vertreter Richard Ewald. Eine etwas hellere, frischere Stimme dürfte alles sein, was dieser vor jenem voraus hat. Die Beweglichkeit der Zunge und der übrigen Muskeln von Bellhof blieb da in weiter Ferne; und seinen drastisch-ersten Ausdruck ersetzt eine gefällige Sühigkeit noch nicht. Im übrigen wurde wieder gesungen, wie eben am Theater der Westens gesungen wird — mehr wohlgemeint als wohlklingend. Daß Lina Doninger davon einigermaßen auszunehmen ist, wissen wir. Lola Carena ist es nicht; doch die Bildung ihrer Sprechstimme ist besser als die ihrer Gesangsstimme. —

Aus dem Tierleben.

cc. Neber eine Kolonie von Saatkrahen finden wir einen interessanten Bericht in den „Ornithol. Monatsberichten“. In einem prächtigen, nur einige Quadratkilometer großen Kiefernwalde, der die Getreideselder einer ausgedehnten Besitzung in Ostpreußen abschließt, fand der Berichterstatter nach mehrjähriger Abwesenheit 8—10 Nester von Saatkrahen, während sich früher in dieser Gegend größere Vögel überhaupt nicht hatten bilden lassen. Nachdem sich die ersten dieser gefiederten Gesellen einmal dort niedergelassen, vermehrten sie sich so stark, brachten wohl auch so viele Neiseleraden mit, daß sie direkt zur Landplage wurden. Der Berichterstatter hat selbst gesehen, wie sie sämtliche Eier aus einem Nebhühnester in wenigen Sekunden verzehrten. Ebenso beobachtete er, wie sie vier junge Lerchen wegschleppten. Fell und Leberreste eines Hasen — sie konnten den Schmaus nicht zu Ende genießen, da sie von einem Hund beim Mahle überfallen wurden —, gaben weitere Beweise von der gemeingefährlichen Lebensweise der ledern Räuber. Tatsächlich haben Nebhühner und Hasen in jener Gegend sehr abgenommen. — Sehr sehenswert war aber vor allem die Kolonie, die sich diese Krähen schar angelegt. Auf den höchsten Kiefern, die sich stolz und schlant aus dem Unterholz und Brom- und Himbeersträuchern erhoben, besanden sich Stäbchenester bis zu einer Höhe von zehn Horsten, aber auch die niedrigeren Bäume, die man noch bequem schütteln konnte, trugen je mindestens ein Nest. Von den Extremitäten der Vögel waren die Kiefernstämme ganz weiß, und am Boden lag eine solche Menge, daß der Pflanzenwuchs vollständig unterdrückt wurde. Die Beobachter folgten dem lauten Geschrei der Tiere und sahen, wie eine Schar wütend einen Sperber verfolgte, der mit Mühe und Not und unter Zurücklassung einiger Federn und Blutstropfen den Schnäbeln der schwarzen Bande entging. Ein furchtbares Jammergeschrei erhob sich aber, als ein vom Amtsvorsteher ausgesandter Mann, mit Steigeisen bewaffnet, von Baum zu Baum zog, um die Nester systematisch zu zerstören und die Brut auszunehmen, und schon war der Anblick der zerbrochenen Eier, der getöteten Jungen, die am Boden lagen ja auch nicht. Ein Knabe, unterstützt von einem Terrier, sammelte die Tiere und einige recht fette Krähen wurden in einen Sack gesteckt und mitgenommen, denn „sie schmecken wie Tauben“, sagte der Mann. Der Berichterstatter, der sich dieses neue Gericht auch ausprobierte, fand, daß diese Tiere sehr wohl als Nahrung dienen könnten. Die angerichtete Verheerung hatte nicht viel genützt, hundert Meter weiter stiedelten sich die Tiere wieder an. Im Hochsommer verschwinden sie und kehren im Frühling um so zahlreicher wieder; der Nutzen, den sie bringen, steht in keinem Verhältnis zu dem Schaden, den sie stiften, so daß man ernstliche Maßregeln wird treffen müssen, um diese Schädlinge zu vernichten, die namentlich den kleinen Besizer zur Verzweiflung bringen, da er ihrer Menge gegenüber völlig machtlos ist. —

Notizen.

— Die Pariser Bühnen, die den Autoren durchschnittlich 10—12 Proz. Lantienne vom Brutto-Einkommen der Vorstellungen gewähren, führen jährlich gegen 3 Millionen Frank an die Dramatiker ab, die französischen Provinztheater bei 6 Proz. Lantienne etwa 1 Million. —

— Auguste Prash-Grevenberg, die mit dem Berliner Theater noch auf drei Jahre Kontrakt hatte, scheidet gegen eine ihr zu zahlende Entschädigung von 20 000 Mark am Ende dieser Saison aus dem Verbands der Bühne aus, wird aber noch an 25 Abenden in der Spielzeit 1903/4 als Gast auftreten. —

c. Ein finnischer Staatspreis für Musiker. Der finnländische Senat hat dem Komponisten Sibelius, der allgemein als der bedeutendste Musiker seines Landes gilt, eine Summe von 1600 Mark und einem andren Komponisten, Armas Jaernefelt, 1000 Mark als nationale Belohnung bewilligt. —

— Nach einer Meldung des „Berliner Tageblatts“ ist in Leipzig ein Komitee in Bildung begriffen, das gegen die Höhe des städtischen Zuschusses zum Einkauf von Ringers „Beethoven“ Protest erheben will. Bis jetzt sind kaum 100 000 M. für den Kaufpreis gezeichnet worden. —

— Die Zahl der Mormonen in den Vereinigten Staaten hat sich seit dem Jahre 1890 von 144 000 auf 310 000 vermehrt. Neuerdings ist die Sekte auch in Japan eingebrochen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 29. Juni.